

20)

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Der Marchese kam in gedämpftem Gespräch mit dem Rektor der Universität von Palermo vorbei.

„Was denken Sie zu tun, Marchese?“

„Ich habe das Geschehene gemeldet. Was kann ich mehr tun? Ich teile den Unwillen meines Volkes gegen jede polizeiliche Einmischung.“

„Aber Sie können doch nicht ruhig dastehen und sich ruinieren lassen?“

„Sie wissen selbst, was bei einem sizilianischen Rechts-Handel herauskommt, in den die Mafia verwickelt ist: die Sache wird aus Mangel an Zeugen niederge schlagen. Selbst wenn ich mich dazu verstehen könnte, den Argwohn auf eine bestimmte Person zu richten — wo sind die Zeugen und wer wird sie zum Reden bringen?“

„Aber hören Sie: diesmal galt es Ihr Eigentum. Wer steht dafür, daß es nicht nächstesmal Ihre Person gilt?“

„Und wenn dem so wäre, müßte ich mich dareinsünden. Es gibt zwei Auswege: entweder ich muß als ein verarmter Mann flüchten, mich selbst und meine Familie ruinieren, oder ich müßte eine Cosca schaffen, die der Gräfin Furcht einjagen könnte — und dazu bin ich zu ehrlich. Gegen die Mafia kämpfen Götter und Menschen vergebens.“

„Sie wollen also, mit anderen Worten, nichts unternehmen?“

„Weil ich nichts unternehmen kann — nichts, das nützen könnte. Greift man mein Eigentum nochmals an, so will ich Graf Del Chiaro fordern. Lieber will ich in einem Duell sterben, als hinterrücks ermordet werden.“

„Wahrhaftig, auf Sizilien ist es ein schweres Los, ehrlich zu sein.“

Belcaro hatte einige Worte mit Lidida gesprochen. Sie suchte Belladonna sofort auf und gab ihm den nächsten Tanz.

Sie bemerkte, wie seine Hand in der ihren zitterte, und daß er kein Wort hervorbringen vermochte.

„Sie müssen nicht so stehen und mich anstarren, Belladonna!“ sagte sie in einem freundlichen Tone. „Es macht mich so nervös. Ihr Blick sitzt mir im Gesicht, wie irgend etwas Schwarzes, das mich geniert, ohne daß ich es fortwischen kann.“

„Marchesina, verzeihen Sie mir. Ich bin ein Sterbender — um Ihre Willen!“

In seiner Stimme waren Tränen.

„Sie sind mir sympathisch. Aber Sie müssen sich beherrschen — ich kann nichts für Sie tun!“

Sie dankte für den Tanz. Er ging auf den Platz hinaus, um Luft zu schöpfen. Von rückwärts trat Angelo, der seinen Tanz mit Lidida beobachtet hatte, dicht an ihn heran.

„Güten Sie sich!“ raunte er an seinem Ohre.

„Ich fürchte Ihre Drohungen nicht, Gräfin!“ erwiderte Belladonna so laut, daß alle Umstehenden es hörten und stugten.

Angelo biß sich in die Lippe und machte sich unsichtbar.

Unter denen, die die scharfe Replik gehört hatten, war Ingenieur Lo Forte. Einen Augenblick später sah man ihn mit der unermüdblichen Lidida hinaustanzen.

Er war, ehe Lidida kam, als ein stummer Beobachter umhergegangen, wortlos und zugeknöpft. Als er sie eintreten sah — er sah sie zum ersten Male — erschrak er fast über ihre Schönheit. Sie wirkte auf ihn mit der Stärke einer Halluzination. Es erging ihm wie Belladonna; er vermochte sich nicht loszureißen und wagte nicht, sich zu nähern. An Bionda hatte er den ganzen Abend nicht gedacht.

Erst als er Zeuge der Episode zwischen den beiden jungen Rivalen geworden, fühlte er es als seine Pflicht, einzugreifen. Lididas zögernde Kälte, als er sich ihr vorstellte, entging ihm nicht, aber sie berührte ihn nicht unangenehm.

Mitten während des Tanzes sagte er zu ihr:

„Marchesina, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen einen Rat gebe. Ich möchte wünschen, daß Sie nun heimgingen. Sie

haben im Augenblick die Palme errungen. Der Sieg ist Ihrer! Aber setzen Sie sich nicht einer Begegnung mit der Brutalität aus! Die Spannung ist heute Abend stark!“

„Ich weiß, daß Sie in der Gräfin Diensten stehen,“ sagte sie kalt.

„Sie müssen mir deshalb nicht mißtrauen. Es gibt auch ehrliche Menschen in diesem Hause.“

„Unmöglich!“

„Sie beleidigen mich, Marchesina!“

„Und wenn Sie mir auf der Stelle mitten ins Gesicht schlagen — ich wiederhole die Beleidigung! Und Dank für den Tanz!“

Sie neigte das Haupt mit einem Lächeln, als hätten sie eben über Orangenblüten gesprochen.

Lo Forte ging auf die Piazzetta hinaus, um allein zu sein.

Ein junges Mädchen, das in der Nähe stand, richtete sich auf und sah ihn an, als er sich über die Brüstung neigte. Er hatte nicht bemerkt, daß es Bionda war.

Er mußte sie ansprechen.

„Unterhalten Sie sich nicht, Contessina?“

„Wer unterhält sich hier?“

„Nicht wahr? Es ist lächerlich: es gibt hier Menschen, die einander bis aufs Messer hassen, und da gehen sie in Gesellschaft — um sich miteinander zu unterhalten.“

„Sie haben Recht. Und es gibt hier Menschen, die sich einbilden, es sei ein Glück, in Gesellschaft zu sein. Und jeder für sich ist so recht mutterseelenallein. Dürften sie die Dichter löschen und dem Fest Einhalt tun und sie selbst sein, so würden sie sich auflösen und zwei zu zwei in die Campagne hinabgehen, dem Meere zuwandern in der stummen Nacht.“

Lo Forte empfand eine unwillkürliche Unruhe und versuchte auszuweichen.

„Glauben Sie nicht, daß jeder für sich ginge? Ich denke, die Menschen sind am glücklichsten allein.“

„Das finde ich lächerlich! Man ist mit der Sprache und zum Reden geboren. Mit sich selbst kann man doch nicht sprechen, und es gibt nur einen Menschen, mit dem man voll heraus über alles sprechen kann. Nur die zu zweit leben, wissen, was leben heißt. Einzelleben ist nur eine leere Sehnsucht, ein Halbleben, ein Pflanzenleben.“

„So gehen wir zum Meere!“ sagte er in erzwungenem Mutwillen, um es ins Scherzhaftige zu wenden.

„Ich bin bereit,“ erwiderte Bionda, ihn mit ihren ernstesten Augen ansehend. „Golen Sie mein Zeug, so gehen wir!“

„Sie scherzen wohl, Contessina!“

Er versuchte noch, sich mit einem Lächeln darüber hinwegzuhelfen.

„Sie sind es, der scherzt — und spielt. Sie sind ein Mann und wagen nicht die Verantwortung auf sich zu nehmen!“

„Jetzt verstehe ich Sie erst. — Hätten Sie noch vor wenigen Stunden so gesprochen, so hätte ich Ihnen eine klare Antwort gegeben. Jetzt bin ich nicht mehr klar über mich selbst.“

Sie wandte sich ganz ihm zu und sah ihm ängstlich ins Gesicht.

„Sie haben Lidida gesehen!“

„Ja,“ sagte er gedämpft, „ich habe Lidida gesehen!“

Sie lehnte sich über die Steinbrüstung und blickte beiseite.

„Bionda, versuchen Sie mich zu verstehen!“

Er legte sanft seine Hand über die ihre, aber sie zog sie zurück. —

Bei dem Ausgang zur Piazzetta war Pinna dem Assistenten des Präsekten und Belcaro in die Klauen gefallen. Nicht genug, daß sie von seiner trübeligen Spionage erfahren hatten und sich in Vermutungen verloren, was wohl Fräulein Bruno mit dem fremden Studenten daheim wollen könnte, so waren sie auch auf den kosthaften Einfall gekommen, einer nach dem andern auf ihn zuzutreten und ihr Bedauern auszusprechen, daß sein neuer Frack ihn so kurz- halbig, fast unkenntlich kurzhalbig mache. Dieser kurze Hals war seine schwache Stelle.

Angelo schlenderte einstweilen ohne Hast und Ruhe um-

her. Er bemühte sich nicht mehr, ein Lächeln zur Schau zu tragen, sondern gab seine schäumende Wut allen Blicken preis, noch mehr gereizt durch das schamlose Interesse, mit dem die fremden Gäste ihn immer auffallender beehrten.

Sein Vater und die Freunde des Hauses begannen sich in seiner Nähe zu halten, und da dies von der anderen Seite als eine herausfordernde Taktik aufgefaßt wurde, so zerfiel die Gesellschaft wie nach einem stillschweigenden Uebereinkommen in zwei feindliche Gruppen, die eine der anderen Stärke maßen. Besonders grell erschien diese Gruppierung, als auf einer kleinen Anhöhe außerhalb der Stadt ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Der Marschese erlaubte Lidda nicht, hinauszugehen, und damit blieb sowohl ihre Garde als auch die Gegenpartei im Saale.

Man hörte die letzten Bomben knallen. Alle Fenster-scheiben klirrten und die Luft feuchtete sich. Dann kamen die Studenten zurückgestürmt. Es wurde allerlei Eis und gefrorene Erdbeeren auf ungeheuren Tischebrettern serviert und abermals Champagner eingeschenkt.

Der eine der Assesoren lief auf Belcaro zu.

„Es werden doch wohl nicht wieder Reden gehalten?“

„Haben Sie je einen Sizilianer eine Gelegenheit ver-säumen gesehen, Rhetorik zu entwickeln?“

Er irrte sich nicht. In demselben Augenblick stieg der größte Dichter der Stadt auf einen Stuhl und begann in Versen zu sprechen. Es war ein Greis mit kleinen spielenden Neuglein und einem von langem weißen Bart umgebenen geifernden Mund. Er hatte in Virgenti mit der Gedichten-sammlung „Goldharfen“ durchgeschlagen, welcher im Laufe der Zeiten achtzehn neue Sammlungen gefolgt waren.

„Daß man den alten Idioten auch noch verdauen soll!“ flüsterte Belcaro.

Darauf stellte er sich andächtig mitten vor den Redner hin, und als dieser geschlossen hatte, klatschte er wie ein Rasender, ergriff die Hände des Alten, küßte sie und sagte:

„Großer Dichter, darf ich die Ehre haben, Sie als erster zu beglückwünschen?“

Der Alte umarmte Belcaro und begann zu weinen.

„Kein Lob hat solchen Wert für mich wie das Ihrige. Ich weiß ja, daß Sie selbst ein großer Dichter sind und daß keiner in der ganzen Stadt, ja auf ganz Sizilien unsere vaterländische Literatur so zu beurteilen versteht, wie Sie. Dank, Dank, teurer Jüngling!“

Belcaro überbot diese Lobeserhebungen mit einer rollenden Suada.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

5) Du sollst nicht begehren!

Von Limm Kröger.

Er stockte, Heinrich Bruhn hatte ihn halb erzürnt, halb ver-legen angesehen.

„Ihre Person, ihren Charakter,“ fuhr der Geheime fort, „gut ab! Aber sie hat nicht das, was Deine Frau haben muß. Sie hat kein Moos. Der Hof ist verschuldet, müßte verpachtet werden, würde nicht die Hypothekenzinsen tragen, Georg Engelbrecht hat seine Sache gründlich gemacht. Zu allem — sie ist kaum jünger als Du, und vor dem Gesetz ist sie noch immer Georgs Frau.“

„Du hast Ideen. Ideen darf der Mensch erst haben, wenn er satt ist. Und es gibt junge Mädchen, die das, was zu Ideen und Gedanken nötig ist, Dir zu geben bereit sind, wenn man ihnen dafür die Ehre antut, sie bei Kaffeegesellschaften der Frauen als „Frau Pastern“ ins Sofa zu nötigen — die sich auch noch heraus-nehmen, hübsch zu sein und einen Saß voll Güte und Sanftmut mitbringen.“

Es wurde eine neue Flasche gebracht.

„Ich schreib Dir eine Liste, ich schreib Dir eine Liste . . .“ murmelte Emil Paulsen, während die Flasche mit dem silbernen, von Metallbändern verschmückten Kopf geöffnet wurde und der Wein in die Stangen schäumte.

Und Heinrich mußte auf die Zukünftige, deren Namen die noch nicht entworfene Liste verschwiegen, anstoßen.

„Und dann . . .“ meißagte der Prophet weiter, „Du schäpest auch Dein Amt zu gering ein, Du kennst Deine Bedeutung als Godorfer Pastor nicht. Du weißt nicht, welch ein Glanz sich über Godorf ergießt, wenn der neue Pastor kommt. Deine Morgenröte liegt schon seit ein paar Wochen auf der Wommelsdorfer Höhen. Der neue Pastor kommt, er ist da, er ist mit der Post gekommen (die Eisenbahn ist ja noch nicht fertig) — nein! er ist mit eigenem Wagen gefahren. — So wird man sprechen. — Er ist ein großer, schlanker Mann, graue, ausdrucksvolle Auaen hat er und dunkel-

blondes Haar. Erst wars ein bißchen lang. Aber gestern ist er bei Eggert gewesen. Wenn er draußen spazieren geht, zieht er den Stock durch die Arme; das sieht komisch aus, er tuts, damit er besser atmet, in der Stadt geht er aber ganz ordentlich. Er wohnt bei dem Droppenortel, da hat er früher schon mal gewohnt. So hat er zu seiner Aufwartefrau gesagt und so zum Droppen-ortel. So schneuzt er sich, und so räuspert er sich. Seine Taschentücher kauft er bei Nordhorst. Als er kam, hatte er große blaue, das ist in Ostpreußen so Sitte. In Ostpreußen schnupfen die Pastoren noch. Das hat er sich schon abgewöhnt. Wenn er aus-geht, raucht er eine Zigarre, sonst nicht, aber er ist solide und lebt in geordneten Verhältnissen.“

„So wird man raunen, so wird man tuscheln. — So raunt und tuschelt man schon jetzt. — Siehst Du, begreiffst Du nun, was und wer Du bist? — Schweig still, ich weiß schon, was Du sagen willst, Du willst sagen, Du willst nicht heiraten. Ich weiß aber auch, daß das schon zu dieser Stunde nicht Deine eigentliche Meinung ist.“

Und der Redestrom floß weiter — Emil Paulsen nahm davon und vom Wein den Löwenanteil.

„Nacht er schon Besuche? wird es heißen. Bei Landrats und bei Probstens ist er gewesen, bei den Herren vom Gericht, den Aerzten, den Lehrern von der Gelehrtenschule und bei dem Apo-theker. Hält er nur die Studierten für Menschen? Stehen wir Katasterleute, wir Brandbögte, wir Hausbögte, wir Kontrolloure, wir Volkslehrer gar nicht auf der Liste? Das Heinrich, ist ein Etikettepunkt, woran manch einer gecheitert ist. Ich will Dir eine Liste geben. Hast Du Dich da richtig benommen, nicht zu viel, nicht zu wenig getan, dann bist Du ein gemachter Mann. Bist Du in dem Punkt ein Unschuldsblam, dann tritt das Gespräch von dem neuen Pastor aus den Ufern und ergießt sich in die Marsch. Mütter und Töchter stürzen die Väter in Unkosten, denn es gilt eine große Sache. Kaufmann Boh und Kaufmann Schmidt haben gute Tage. Es wird ehrbares schwarzes Zeug gemacht, man reißt sich um die Schneiderinnen, in den Gartenzimmern klappern die Maschinen. Buchbinder Schütt verkauft zwanzig neue Gesang-bücher, sie haben goldenen Schnitt und auf dem Dedel ein Kreuz.“

„Du stehst auf der Kanzel. Du hast so ne Art (nun, ich will Dich nicht rot machen), eine Art, die angreift. — Alles ist entzückt. Es kommt eine Frömmigkeitsepemie auf, die grassiert bis zur Küste hin. Wenn der Predigt predigt, dann sitzen ein paar Pflicht-kunden — hauptsächlich alte Weiber — in den dämmernden Hallen, die meisten haben Abhaltung, man kann just nicht hin, der eine hat ein Kind gekriegt, der andere hat die bekannten fünf Däsen gekauft. Aber wenn Deine Predigt in den Anzeigen steht, dann läßt man Kinder und Däsen, dann ist die Kirche voll. — O, der neue Pastor! Was er für ein Wort hat! Wie der einem das Evangelium auslegen, wie er einen rühren kann! In den Kling-beutel, in die Sammelbüchsen der Vorhallen springen die Groschen. Junge Mädchen in dunklen Kleidern — schwarze Farben machen andächtiger, würdiger, frömmere, auch wird der Teint gehoben — junge Mädchen streben schwarzbehandschuht über den Markt der Kirche zu. Die Linke hält die neuen Goldschnittgesangbücher, ein Spitzentäschlein sauber darüber gefaltet — über dem Dedel. In der rechten Hand tragen sie neue seidene Regenschirme mit silbernem Griff. — Die Betglöden läuten, es ist ein rührendes, ein erhebendes Bild. Wären die Regenschirme Lilien und küßten sich die Begegnenden fromm auf die Stirn, und wäre es tief am Meeresgrund, es könnte ein Nordseebild von Heinrich Heine sein.“

„Ja, Heinrich, da nimm Deine Seele in acht, daß sie sich nicht zu leicht und zu früh vergreift, wenn so hübsche, junge, fromme Augen zu dem frommen Kanzelmann aufschauen. Ich sag Dir: die Dinger in Godorf haben verflucht hübsche Augen.“

„Liebster, Du triffst ja gar nicht! — Du sagst? Ganz recht, es ist nichts mehr drin. Wirtchen, Herr Müller, wollte ich sagen, noch eine mit silberner Haube!“

Als sie aus dem Keller heraufstiegen, kam ihnen das Straßen-gemühl wie Jufost zum Weine vor. In der Gegend des Posten-tores gingen sie über einen freien Platz, worauf Vieh feilgeboten wurde. Da sah man in kuhfarbene Anzüge gekleidete, immer wohlgenährte, meistens auch hochgewachsene Männer, kurze Pfeifen unter der Nase, Krummstäbe über dem Arm — lebhaft, handelnde, feilschende, lärmende Leute.

„Ich geb Dir hundert.“ — „Nicht unter hundertzehn.“ — Das und ähnliches hörte man. — Die, um die gehandelt wurde, standen geduldig am Red und dufteten auf ihre Art. Den Abschluß eines Geschäfts bezeichnede ein Händedruck — der war auf Tod und Leben. Die Hände hielten hoch aus und stürzten aufeinander. So umarmen sich nur Liebende oder Ringer.

Ein starker, noch junger Mann mit feinrasiertem, weichem Gesicht schrie: „Sechshundert alle fünf! Her mit der Hand!“

Emil zog seinen Freund beiseite. „Das ist er,“ sagte er leise.

„Wer soll das sein?“

„Das ist der starke Mann.“

„Der starke Mann?“

„Ja, kennst Du ihn nicht mehr? — Das ist der Mann, der ein Schwein am geölten Schwanz einen Fuß hoch vom Boden heben kann. Das ist „Schweinepriester“. — Hat er nicht großartige Marktmannieren, ist er nicht ein Ochsenjenie? Steh mal nen Augenblick still und hör zu! Er kann es nicht beantworten, aber sechshundert will er doch daran wenden, die fünf zu erwerben.“

Dieser Umarmungsflug. — Sieh! — Der andere, der Alte nimmt an! Wie sie sich in die Hände schlagen! Und nun soll der Weinlauf folgen. Horch! — Der zärtliche Bruderton in seiner Stimme. Und gud! Wie wohl und stark er ist! Wie ihn das Bewußtsein, am richtigen Platz zu sein, so frei und glücklich macht. Ja, ich sag: Wilhelm Frahm ist ein klassischer Handelsmann.“

Die Freunde gingen weiter, aber auf einmal stand Emil wieder still und sah Heinrich Bruhn lornisch ernsthaft in die Augen:

„Du, Heinrich, ich bin ein bißchen angeäußelt, ich habe Sekt getrunken, ich hab einen kleinen Schnüps; ich glaube, ich sagte schon, daß ich dann wahr sagen kann. — Heinrich, wenn Deine Liebe so gar groß ist, wenn Du sie heiraten mußt — ja, auch das lese ich, wenn Du glauben solltest, als einfacher Landmann dem Herrn noch mehr zu dienen als auf der Kanzel, wenn Du also mit einem Wort den Hof übernehmen solltest, dann — Du bist ein so guter Heinrich, dann empfehle ich Dir Deinen Amtsbruder, den Schweinepriester. — Empfehle ihn Dir als Verkaufs- und Einkaufskommissionär. Der versteht sein Geschäft, und ehrlich ist er auch.“

4. Durch das Land des Trugbodens.

Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog auf Woge schäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild.

Muger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälernten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein.

Heinrich Bruhn dachte, als er quer durch die Marsch seinem Bestimmungsorte zufuhr, an die Goetheschen Verse.

Faust diente der Menschheit nicht als Prediger der Moral und Sittlichkeit, nicht von der Kanzel herab, er wurde Wasserbauinspektor und Mehrer der Erde und Bewauer des Landes.

„Ich lese in Deiner Seele,“ so ungefähr hatte der Menschenkündiger der Selbststimmung gesagt, „Du wirst sie nicht allein heiraten, Du wirst auch den Hof in eigene Wirtschaft übernehmen.“ Heinrich sah sich darauf schon jezt den Marschboden an, denn er wußte — schließlich war sein Freund vielleicht doch ein Prophet. In Masurien hatte Heinrich zwar kein rechtes Verhältnis zum Erdboden gewinnen können, aber in der Heimat, in der von hohen Knickwällen durchzogenen Geest, da hatte er es immer gehabt. Nun galt es, den Trugboden des Meeres in Augenschein zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Wanderungen in der Umgebung Berlins.

2. Budow und die märkische Schweiz.

Während der Jura- und Kreidezeit war Norddeutschland fast stets der Boden eines Meeres von wechselnder Tiefe. In nächster Nähe von Berlin sind die damals entstandenen Schichten allerdings nicht aufgeschlossen; sie liegen in zu großer Tiefe, von mächtigen späteren Ablagerungen überdeckt, und sind nur in Geschieben und durch Bohrungen bekannt; z. B. traf man in einem bei Hermsdorf niedergeführten Bohrloch in einer Tiefe von 223 Meter auf Gesteine aus der Jurazeit. Gegen Ende der Kreideperiode zog sich das Meer langsam zurück. Mehr und mehr treten die Umriffe der heutigen Kontinente hervor; zu Beginn der Tertiärzeit, im sogenannten Eozän und Oligozän, ist das norddeutsche Tiefland noch eine Flachsee, die im darauffolgenden Miozän nur noch selten strichweise das Festland überflutet.

Besonders aus dem Oligozän haben sich mächtige Tonablagerungen erhalten, die in einer Meerestiefe von ungefähr 200 Meter entstanden sein dürften und in den Septarientongruben in der Umgegend von Hermsdorf, Freienwalde und Budow industriell ausgebeutet werden. Zur Betrachtung wollen wir allein die betreffenden Lager bei Budow heranziehen, weil sich dort die Aufeinanderfolge der einzelnen Schichten besser studieren läßt, und weil wir über den marinen Ablagerungen des Oligozäns die aus der miozänen Tertiärflora hervorgegangenen Braunkohlenschichten beobachten können.

Budow erreicht man am besten von der Station Dahmsdorf-Müncheberg aus in einer kleinen Fußwanderung. Der Weg führt vom Bahnhof in nordwestlicher Richtung auf guter Chaussee durch ein sehr hügeliges, abwechslungsreiches Terrain. Links und rechts schimmern zwischen den dunklen Kronen der Kiefern aus tiefen Kesseln und Schluchten kleine Seen, z. B. der Kesselfee, herauf, die einst, als die Gletscher der Eiszeit abschmolzen und sich wieder in den eisigen Norden zurückzogen, ausgegabt und ausgestrudelt wurden. Von „Wüste Sieversdorf“, wo auf dem Boden eines untergegangenen Dorfes eine moderne Villenkolonie im Entstehen begriffen ist, kommen wir am Garzsee vorbei nach dem Abendrotsee. Dort biegen wir an den Ziegeleigebäuden links in den Feldweg ein, um in die Tongrube zu gelangen, die den Septarienton

Der Septarienton, aus dem unter anderem auch durchgehend der Untergrund von Berlin in durchschnittlich 135 Meter Tiefe besteht, tritt hier mit anderen Ablagerungen der Tertiärzeit, nur von einer geringen Schicht gelblichen Geschiebemergels überdeckt, in einem mächtigen Lager zutage. Er ist von einem bald hellen grünlichen, seltener von dunkelblau und überaus fest und zähe, was besonders der erfahrenen wird, der bei nassem Wetter die Tongrube besucht; seine Bearbeitung macht daher auch nicht geringe Schwierigkeiten, ist aber seiner Reinheit wegen überaus lohnend. In trockenem Zustand zerspringt der Septarienton unter Bildung sehr scharfer Kanten. Seinen Namen hat er von mächtigen, aus Kalkspat bestehenden, rundlichen Knollen, den sogenannten Septarien, die, oft meterlang, den Ton durchsetzen und häufig auf dem Boden der Grube herumliegen. Zerflägt man eine solche Knolle, so findet man im Innern zahlreiche von der Mitte ausstrahlende Sprünge, die mit gelblichen Kalkspatkristallen bedeckt sind. Sie und da finden sich in dem Tone — in Budow allerdings weniger häufig als in Hermsdorf — finger- bis handlange Knollen aus Schwefelkies und Toneisensteinieren, schon äußerlich kenntlich durch ihre auffallende Schwere.

Marine Versteinerungen sind in dem Septarienton sehr häufig, besonders eine ungefähr zolllange Meeresmuschel der Tertiärzeit (*Ueda Deshayesiana*); doch sind sie nicht allzu leicht zu finden, da sie von dem zäh-plastischen Ton vollständig eingehüllt sind; am besten sucht man sie deshalb nach einem kräftigen Regen auf dem Boden der Grube, wo der Ton zum Trocknen ausgebreitet liegt. Sie und da kommen auch ganz verlieste Reste von Kiffküden, aus dem Treibholz des Meeres entstanden, vor, die die Holzstruktur noch deutlich erkennen lassen.

Von dem Boden der Grube aus bestiegt man am besten eine kleine, terrassenartige Abstufung, die zwischen dem Septarienton und den ihn überlagernden Schichten sich befindet und ein bequemes Gehen und eine vorzügliche Beobachtung gestattet.

Ueber dem Septarienton ziehen sich, abwechselnd mit Schichten von grünlichem glaukonitischem, dem sogenannten Stettiner und weißen Glimmersand, Toneisensteinschnüre von intensiv braunroter Farbe hin, die von schaligen Konkretionen vollkommen durchsetzt sind. Alle diese Schichten weisen durch ihre Zusammensetzung darauf hin, daß sie in bedeutend geringerer Tiefe mehr in der Nähe des Strandes abgelagert wurden, deuten also auf einen Rückzug des Meeres.

Auf dem vom Meere verlassenen Land, das einen sehr fruchtbaren Boden abgab, breitete sich schnell eine üppig wuchernde Vegetation aus. Einen fremdartigen Anblick mag wohl damals das heutige norddeutsche Tiefland geboten haben. In einem Klima, das dem der Mittelmeerländer ungefähr entsprach, wuchsen in reicher Fülle neben Nadel- und immergrünen Laubbäumen Lorbeer und Zypressen, Feigen- und Zimtbäume, Fächer- und Ackerspalmen. Bald hier, bald dort überschwenkte noch einmal das Meer die Küstengebiete und begrub die Vegetation unter einer Sand- und Schlammenschicht; daher die mächtigen Braunkohlensablagerungen Norddeutschlands, die von Rassel aus in zwei mächtigen Gebieten bis in die Lausitz und durch die Umgebung Berlins bis nach Polen hinein sich erstrecken und das Material zu den bekannten Preßkohlen abgeben. Sie sind, entsprechend den verschiedenen Vegetationsgebieten, nicht alle gleicher Natur; einige entstanden aus den Pflanzen großer Moore, andere hauptsächlich aus Nadelhölzern und Zypressen.

Kohlige Schichten von Millimeterdicke finden sich hier und da in den sandigen Schichten über der Tongrube; mehr und besser aufgeschlossen, aber nördlich in den Volkersdorfer Braunkohlensfeldern.

Man verläßt die Tongrube in nördlicher Richtung und biegt am Schermühlfsee links von der nach Budow führenden Chaussee in einen am Westufer des Sees entlanglaufenden Weg ein. Dieser führt anfangs über verschiedene Quellen und an materiellen Schluchten vorbei noch am Rande des halbmondförmigen Sees entlang, wird später vor den bebauten Feldern undeutlich und geht auf der Höhe in einen nach Volkersdorf führenden Feldweg über. Da der Besuch der eigentlichen Braunkohlengruben auch an Werttagen mit einigen Umständen verknüpft ist, benützen wir den ersten, rechts abgehenden Feldweg, um wieder durch die romantische Talschlucht der „schwarzen Rehle“ nach dem Seeufer zu gelangen. In dieser Schlucht fallen deutlich zwischen weißen Sanden zwei dünne braunschwarze Kohlenflözchen auf.

Auf der Volkersdorfer Höhe halten wir Mittagstast; zu unseren Füßen blinkt der Spiegel des Schermühlfsees, drüben erheben sich die roten Dächer und weißen Giebel Budows zwischen grünenden Wäldern. Und das Auge schweift zurück in jene Tage, da weder See noch Dorf war. Noch erzählen die Budower, daß an der Stelle, wo heute der See seine Wellen wirft, einst eine Stadt lag, die eines Tages in den Fluten versank, und wer ein Sonntagstind ist, hört auch hier und da die Gloden aus der Tiefe des Sees heraufklingen. Wenn nun auch die Sage keine historische Berechtigung hat, einen wahren geologischen Kern enthält sie doch: der Schermühlfsee ruht wahrscheinlich auf einer Erdscholle, die während oder kurz nach der Eiszeit infolge der Schrumpfung des Erdkerns in die Tiefe sank, während die umgebenden Höhen ihre Lage beibehielten.

Von der Volkersdorfer Höhe aus treffen wir am Anfang des Poetensteigs unmittelbar an der Chaussee auf eine kleinere Braunkohlengrube, in deren Umgebung Braunkohlens-

oibungen sich ohne Mühe sammeln und beobachten lassen. Dann betreten wir den Prißhagener Forst, die märkliche Schweiz. Hören wir, was Fontane, der Dichter der Marl, in seinen „Wanderungen“ von ihr sagt: „Der den Harz, wer Thüringen und die sächsische Schweiz kennt, ist manche liebe Stunde unter gleichen Wildern und Eindrücken bergan gesiegen. Tannen und Lärchenbäume fassen zu beiden Seiten die Hügelabhänge ein. Buchen und Birken sind in das Nadelholz eingestreut, der Ruckruf, der Bach plätschert, und auf dem frischen Rasen, der das Wandern so leicht macht, liegen die Tannenäpfel oder spielen die Schatten und Lichter der Nachmittagssonne. So auch hier. Ueber die primitivsten Brücken — sechs Feldsteine quer durch den Bach — schreiten wir vom linken auf das rechte und wieder vom rechten auf das linke Ufer, bis wir, nach halbständigem Marsch den Tann ohne Weg und Steg durchbrechend, uns plötzlich auf dem ersehnten Plateau befinden, das wir, den Bindungen des Baches folgend, fast wie auf einer Wendeltreppe ohne Stufen erstiegen haben.“

In der „Silberlehle“ beobachten wir an verschiedenen Stellen zutage tretende Glimmersande des Oligozän und gelangen am großen und kleinen Tornowsee vorüber nach der Prißhagener Mühle. In dem Untergrunde des nordwestlich gelegenen kleinen Tornowsees muß sich eine für Wasser undurchlässige Schicht — wahrscheinlich von Septarienton — befinden; denn trotzdem die beiden Seen nur ungefähr 250 Meter voneinander entfernt sind, liegt der Wasserspiegel des kleinen Tornowsees zirka 17 Meter höher als der des großen Tornowsees.

Von der Prißhagener Mühle aus versäumen wir nicht, der wildromantischen „Hölle“ einen Besuch abzustatten. Von da schlagen wir dann den Weg südlich vom großen Tornowsee an der stark eisenhaltigen Güntherquelle vorbei — der Eisengehalt rührt von einer vom Grundwasser durchtränkten, den Septarienton überlagernden Toneisensteinbank her — nach dem Städtchen Budow ein. Sein Straßenpflaster ist heute noch wie zu Fontanes Zeiten lebensgefährlich, und weckt mit seiner hals- und wagenbrechenden Passage die Vorstellung, als wohnen nur Schmiede und Chirurgen in der Stadt, die schließlich auch leben wollen.“ cg.

Kleines feuilleton.

Anthropologisches.

Anthropologenkongreß. In dem herrlichen neuen Saale des Physikalischen Vereins wurde, wie man uns aus Frankfurt a. M. schreibt, am Montag unter zahlreicher Beteiligung die 99. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft eröffnet. Die umfangreiche Tagesordnung — es sind über 30 Vorträge bereits angemeldet — enthält eine Fülle von Gegenständen, die nicht mehr nur für die Männer der Wissenschaft von hohem Interesse sind; auch Referate über prähistorische Kunde, Kultur des Urmenschen, Schädelforschung, Gräberaufdeckungen usw. wird der Geschichte der Kultur und der Arbeit ein großer Raum gelassen, und mehrere Vorträge nehmen besonders zum Jubiläumsjahre des Darwinismus Stellung: Hofrat Gorjanovic-Kramberger (Agram) spricht über eines der „missing links“ (eines der fehlenden Zwischenglieder zwischen Mensch und Affe), den Urmenschen aus Krapina, Dr. Neuburger spricht über das Jubiläumsjahr des Darwinismus, Dr. Wed über die Erfinder der Eisenbahn und Dr. Fopp über die Papillarlinien von Affen und Menschen. Besonders interessant dürften auch die Vorträge aus dem ganz neuen Gebiet der Blutforschung (Dr. Friedenthal's Entdeckung werden, Prof. Reiser und Prof. Sachs werden solche sero-diagnostische Methoden zur Feststellung von Artverschiedenheiten vortführen. Die Serumdiagnostiker (Blutforscher) haben es heute schon so weit gebracht, daß sie an Hand eines Tröpfchens Blut nicht nur auf Art und Stammverwandtschaft schließen, sondern auch die Gattung des betreffenden Blutträgers ziemlich genau bezeichnen können, was für die kriminelle (gerichtliche) Anthropologie von hoher Bedeutung ist.

Die Nahrung des Urmenschen. Mehrere Forscher, wie Hovelaque, Wächner u. a., hatten die Ansicht vertreten, daß die ersten Menschen sich von Pflanzen ernährt haben, also Vegetarier gewesen seien und der Fleischgenuß erst später hinzugekommen sei. Ortby hat diese Frage neuerdings nochmals zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht und kommt, wie dem „Zentralblatt für Anthropologie“ zu entnehmen ist, mit Rücksicht auf die Zahnbildung, die Verdauungsorgane des Menschen und die ungünstigen Vegetationsverhältnisse jener Zeit zu einem abweichenden Ergebnisse. Er sieht die in Höhlen, Pfahlbauten und Lösshöhlen vorgefundenen Knochenabfälle, die Muschelhügel und weiter die Lebensweise der heutigen wilden Völker als Beweis dafür an, daß der Urnensch ein Allesesser gewesen ist.

Volkswirtschaft.

Ueber Salpeter- und Phosphatlager schreibt die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“: Das Vorkommen des Natrium-Salpeters in Chile ist bisher einzig in seiner Art. Der Distrikt Tarma, nahe dem chilenischen Hafenorte Iquique

in der Mitte der sogenannten regenlosen Küste an der Westseite von Südamerika, weist kolossale Salpeterablagerung auf; ein zweites solches Vorkommen ist auf der ganzen Erde sonst nicht bekannt. In Schichten von 0,25—1,5 Meter Mächtigkeit findet sich dort das Salpetermineral (Saliche), von Sandstein usw. 0,5—2 Meter hoch überlagert. Das Mineral enthält 48—75 Proz. Natriumsalpeter, 40—20 Proz. Kochsalz, 12—5 Proz. Glaubersalz, Gips, Kalisalpeter, Chlormagnesium. Diese Analyse läßt erkennen, daß eine Mitwirkung von Meerwasser bei der Salzablagerung stattgefunden hat. Nach Böllner sind riesige Massen von Tangen in jene große weite Bucht von Südamerika geworfen worden und zur Nitritation gekommen. Von den ungeheueren Salpetermengen in dieser Ablagerung erhält man einen Begriff, wenn man liest („Chem. Ztg.“ 1908 Nr. 18), daß die Salpetergewinnung Chiles von 1830—1907 36 443 227 Tonnen im Werte von 222 545 753 Pfd.-Sterl. betrug. Im nördlichen Teil der Republik Chile befinden sich noch Salpeterlager, die bis jetzt wenig ausgebeutet wurden. Deshalb ist in London eine Gesellschaft von englischen und chilenischen Kapitalisten mit einem Kapital von 8 780 000 Dollar gebildet worden, was zu der Befürchtung eines Preisniederganges Veranlassung gibt. Auf der Insel Nauru, welche zur Gruppe der Marschallinseln gehört, hat man neuestens mit dem Abbau von Phosphatlagern gewaltigen Umfangs begonnen. Auf der ganzen Insel liegen allenthalben abgeschliffene Phosphatfelsen umher; Bohrungen bis zu 10—15 Fuß Tiefe haben überall ausgezeichnetes Phosphormineral ergeben, die eigentliche Mächtigkeit der Lager ist noch nicht ergründet. Die Jahreserzeugung beträgt schon jetzt zirka 200 000 Tonnen Phosphat pro Jahr; ausgeführt wird zunächst nach Japan, Australien, Neuseeland und Honolulu, aber auch nach Frankreich, Belgien, England, Schweden, Norwegen, Rußland und besonders Deutschland gehen erhebliche Mengen („Union“ Stettin allein bezieht 20—25 000 Tonnen im Jahre). Sonst findet sich Phosphat bekanntlich als Phosphorit und Apatit, ersterer namentlich in Estremadura und Florida reichlich vorkommend; der amerikanische Phosphorit wird besonders benutzt und enthält zirka 80 Prozent Phosphat. Auch der Guano ist ein phosphorreicher Rohstoff. Von der Landwirtschaft wird außerdem das Knochenmehl sowie die Thomasschlacke als Phosphorquelle für den Pflanzenbau verwendet.

Archäologisches.

Neue Ausgrabungen auf Kreta. Im „Giornale d'Italia“ erstattet Ernesto Mancini Bericht über die Ergebnisse der diesjährigen Ausgrabungstempagne auf Kreta. Es handelt sich im wesentlichen um Ausgrabungen, die die Italiener bei Festo vorgenommen haben. Die italienische Mission begann in diesem Jahre mit der genauen Bestimmung des Umfanges des großen mykenischen Palastes, der durch frühere Ausgrabungen ans Licht gebracht wurde, und entdeckte zu ihrer Ueberraschung einen neuen Flügel, einen Annex von Privatgemächern, die mit Gefäßen von gebranntem Ton gefüllt waren. Mit diesem neuen Flügel hat die Gesamtfläche des Gebäudes einen Umfang von 11 600 Quadratmetern. Man konstatierte aber, daß unter dem mykenischen Palast sich noch Reste eines älteren Palastes aus der vormykenischen Zeit befinden, eines Palastes also, der aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. stammt. Unter dem Palaste fand man in einer Tiefe von 11 Metern Spuren von Häusern und Hütten aus der neolithischen Periode: das alles wurde durch Anlegung von keilförmigen Schächten unter sehr schwierigen Arbeitsbedingungen erforscht. Die wichtigste Entdeckung machte man jedoch in einem der neu entdeckten Gemächer des mykenischen Palastes: es ist vielleicht sogar die wichtigste Entdeckung, die je auf Kreta gemacht worden ist. Es handelt sich um eine große Wurfscheibe von gebranntem Ton, auf deren beiden Seiten eine Inschrift in hieroglyphischen oder piktographischen Schriftzeichen steht; diese Bilderschriftzeichen sind ähnlich denen der alten Ägypter und der Hethiter; sie bilden aber ein von jenem durchaus unabhängiges Hieroglyphensystem, das wahrscheinlich auf Kreta selbst entstanden ist. Man fand solche Zeichen bis jetzt nur auf Siegelsteinen und in Gruppen von dreien oder vier bis höchstens zehn oder zwölf Zeichen; die Zeichen bilden wahrscheinlich einen Eigennamen oder einen Satz von vier bis fünf Worten. Noch nie aber hatte man eine Inschrift von 240 Zeichen entdeckt, wie es die jetzt gefundene ist; sie ist ein wahrhaft monumentaler Text, der wahrscheinlich eine Schlacht oder einen Sieg des alten mykenischen Königs verherrlicht. Aber das ist noch nicht alles. Die Inschrift wurde auf die Wurfscheiben gedruckt, bevor der Ton gebrannt wurde, und zwar mit Runzen und beweglichen Bilderscheiben; daraus kann man schließen, daß die Druckerkunst schon 3000 oder 2000 Jahre v. Chr. bekannt war! Bis jetzt ist die Inschrift noch nicht enträtselt worden; man weiß aber bereits, daß man beim Fähen das Dezimalsystem anwandte. Die älteste Bilderschrift kannte nur hieroglyphische Zeichen, die die Formen der Dinge wiedergaben; später kristallisierten sich die Zeichnungen und wurden linear und geometrisch; aus diesen Zeichen entwickelte sich das Alphabet der Phönizier. Welche Ueberraschungen die Deutung der auf Kreta gefundenen Bilderschrift uns noch bringen wird, läßt sich vorläufig gar nicht sagen. Vielleicht hebt man bald den Schleier, der jetzt noch die geheimnisvolle kretensische Zivilisation bedeckt.